

Neugierig, kritisch, bewertend

Die Denkschrift ist erst ein Anfang: Aufgaben und Nöte der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Von Heinrich Detering

Die von Jürgen Kaube (F.A.Z. vom 1. November) behauptete Belanglosigkeit der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung steht in einem schönen performativen Gegensatz zu der Aufmerksamkeit, die diese Zeitung ihr gewidmet hat. Gleichwohl gibt sie Anlass zu ein paar unvorgeflichen Klärungen.

Den Verdacht aus der Welt zu räumen, „der Zweck des Vereins liege in der Bedeutungspflege und Selbstgeselligkeit seiner Mitglieder“: das ist jetzt in der Tat eine Aufgabe der Akademie. Ebenso wie deutlich zu machen, wofür sie Geld benötigt, ehe sie welches verlangt; zu zeigen, was sie bislang getan und bewirkt hat, und zu skizzieren, wie es weitergehen könnte. Deshalb auch hat sie (als eine erste, nicht als abschließende Äußerung) das kritisierte Papier vorgelegt – übrigens auf Anregung des unter anderen adressierten Kulturstaatsministers selbst.

Womöglich ist die Akademie nicht ganz so gut, wie die „Denkschrift“ sie darstellt. Aber so schlecht zu sein, wie Kaube sie macht, das wäre schon eine Leistung. Warum kommen namhafte Schriftsteller und bedeutende Gelehrte eigentlich in ein Hotel in Darmstadt (denn über eigene Tagungsräume verfügt die Akademie nicht)? Warum kommen Schriftsteller aus Israel und Polen, aus Turin, Paris und Princeton, denen die Akademie derzeit nicht einmal die Reisekosten erstatten kann? Weil sie sich wichtigmachen wollen, weil sie anderswo keine Gelegenheit zum Plaudern finden?

In der Akademie ereignet sich ein intellektueller Austausch, der weder belanglos ist noch folgenlos bleibt. Zu diesen Folgen gehören nicht nur die Preise, die sie vergibt, sondern auch die Editionen, Tagungen, Debatten, die Mitarbeit in wissenschaftlichen Gremien, in Sprachpflege und Literaturförderung, um deren öffentliche Sicht- und Hörbarkeit die Akademie

sich künftig mehr Mühe machen wird. Ob sie im Ernst Sprachpflege durch Preisvergabe betreiben wolle, fragt Kaube, ob sie also Paul Celan oder Peter Sloterdijk als „Vorbilder für den allgemeinen Sprachgebrauch“ empfehle? Aber ja! Nur gewiss nicht als Norm – wie könnte eine Akademie überhaupt noch verbindliche Stilmormen aufstellen? –, sondern als Beitrag zur sprachlichen Bewusstseinsbildung. Will man die altmodisch so genannte „Sprachpflege“ nicht reduzieren auf Rechtschreibregeln (bei deren Klärung sich die Akademie im Übrigen sehr nützlich gemacht hat), dann gehört die begründete Wertung und Kanonisierung dessen, was als vorbildlich und maßgebend gelten soll, dazu. Sie vollzieht sich in auffallenden Preisvergaben ebenso wie in weniger auffallenden Editionen vergessener Autoren, und in den Arbeiten der Sprachkommission sowieso.

Einen Anspruch auf „Alleinvertretung“ der deutschen Sprache und Literatur erhebt die Akademie dabei selbstverständlich nicht. Das wäre logisch zweifelhaft, empirisch sinnlos und moralisch fragwürdig, weil er im Widerspruch zu allem stünde, was das Lebendige eben dieser Sprache und Literatur ausmacht. Wohl aber ist sie die einzige Akademie unter freundlichen Verwandten, die keinem anderen Thema als der deutschen Sprache und Dichtung gewidmet ist, in neugieriger und kritischer Beobachtung, kommentierender, beratender und auch bewertender Begleitung. Der Respekt, um den sie dafür werben muss, steht und fällt mit dem Ansehen der Mitglieder, mit dem Gewicht ihrer vielen einzelnen und ihrer versammelten Stimmen. Allein daran entscheidet sich, wo die Grenze zwischen Hybris und, mit Brecht zu sprechen, Brauchbarkeit besteht.

Aber dazu gebe es „zu wenige Wissenschaftler in ihrem Kreis“? Das ist ein überraschendes Bedenken nicht nur angesichts der großen Zahl von Sprach- und Literaturwissenschaftlern, die der Akademie angehören, sondern auch im Blick auf die Naturwissenschaftler, Mediziner, Juristen, die in den letzten Jahren von ihr ausgezeichnet und zu ihren Mitgliedern gewählt worden sind: weil auch sie in den Kommissionen der Akademie mitarbeiten und weil sie durch ihre Schriften eine Antwort auf die Frage geben, was das Deutsche als Wissenschaftssprache vermöge und was, seien wir noch einmal altmodisch, „gutes Deutsch“ sei.

Also alles in Ordnung, alles nur missverstanden? Nein, leider nein. Es ist wahr, dass bedeutende Autoren in der Mitgliederliste fehlen; dass die Akademie zu wenig von den Gesprächen nach außen dringen lässt, die sie intern führt; dass sie sich gegenüber der Öffentlichkeit zu lange auf die Autorität verlassen hat, die sie durch ihre Geschichte und die Namen ihrer Mitglieder gewährleistet sieht. Dabei hätte sie doch zu kulturpolitischen Zeitfragen öffentlich mehr zu sagen, als sie es derzeit tut, vom öffentlichen Sprachgebrauch bis zum Bildungsföderalismus, ohne dass sie dabei zur Verlautbarungsstelle verkommen oder ihren ästhetischen Eigensinn veraten müsste. (Dass es auf der kommenden Frühjahrstagung um Einschränkungen der Meinungsfreiheit in wichtigen Ländern Europas gehen soll, aus denen einige ihrer Mitglieder kommen, deutet an, welche Themen Sache der Akademie sein müssen.)

Veranstaltungsformen und Rituale bedürfen ebenso der Überprüfung wie manche Publikationsweisen. Die Fluktuation in den Gremien ist zu verbessern, das Verhältnis der Altersgruppen und Geschlechter zu überdenken. Und ganz gewiss sind die Kooperationen mit Nachbarinstitutionen in Deutschland, in Europa und beispielsweise in der arabischen Welt, die tagungsweise so wunderbar funktioniert haben, zu verstetigen – auch um den Gefahren nationaler Verengung entschieden weltbürgerliche Offenheit entgegenzusetzen. Dafür bedarf die Akademie einer nüchternen Kritik und Selbstkritik. Aber sie bedarf auch einer wirksameren öffentlichen Unterstützung, als sie bislang in einem Jahresetat von sechshunderttausend Euro zum Ausdruck kommt.

Die Frage übrigens, wo diese Arbeit am besten getan wird, ist dabei im Wortsinne ein Nebenschauplatz. Da wird zurzeit an verschiedenen Orten und über verschiedene Orte geredet; entschieden aber ist nur, dass Sitz der Akademie bis auf weiteres Darmstadt ist. Sollte sich daran etwas ändern, dann allein wegen besserer Bedingungen für die Arbeit, aus der allein sich der Nutzen dieser Einrichtung ergeben kann. Denn die von Jürgen Kaube in Erinnerung gebrachte Einsicht, dass das Beste und das Repräsentative nicht kongruent sind – weder im öffentlichen Sprachgebrauch noch in der literarischen Praxis –, diese Einsicht ist der wichtigste Grund für ihre Existenz.

Heinrich Detering, Jahrgang 1959, ist neuer Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.